

1940-1948 Zeitzeugen erzählen

(Erzählung von Werner Pistor, 2019)

Im Elternhaus meiner Mutter in der Obergasse 112 in Eschbach, bin ich geboren und habe als Kind die Kriegsjahre hier erlebt.

Mein Großvater, Wilhelm Schmidt 6, auch „Alter Aoschik“ genannt, betrieb das Sägewerk in Eschbach und musste Holz für die Wehrmacht zurechtschneiden und liefern. Da es in dieser Zeit keine deutschen Arbeiter gab, wurden Kriegsgefangene eingesetzt.

Wilhelm waren Franzosen und Russen zugeteilt. Zwei Franzosen wohnten im alten Haus von „Gätze Karlchen“ (Karl Maurer) in der Schlink, die Russen im Saal von „Hambestches“ in der Borngasse. Unter ständiger Bewachung wurden die Gefangenen morgens zur Arbeitsstätte und abends zurück in die Unterkunft begleitet.



Dem Haushalt meiner Großeltern war eine Polin namens „Wanda“ zugeteilt. Landwirtschaftliche Aufgaben, die Betreuung der zwei Arbeitspferde und zum Heranholen von Holzstämmen aus dem Wald für das Sägewerk stand ein Ukrainer namens „Bruno“ zur Verfügung. Die Essensversorgung übernahm meine Großmutter. Sie kochte Schüsselweise selbstgemachten Käse aus der Milch der eigenen Landwirtschaft. Mich schickte man immer wieder zum „Hohlbäcker“ (Adolf Becker) um Brot zu kaufen. Mit meinen 8 Jahren holte ich das Brot, oftmals bis zu 10 Laiber, im Sommer mit einem Wägelchen und im Winter mit meinem Schlitten.

Großzügig bestrich Oma die Brote mit hausgemachter Butter und Käse, packte sie in einem Korb, dazu stellte sie eine große Kanne Lindes Kaffee mit Milch und schickte

mich mit der ganzen Verpflegung zu den Arbeitern ins Sägewerk.

Deutsche Soldaten, die dem Merzhausener Flugplatz zugeteilt waren und dort ihren Dienst taten, wurden zum Teil privat in den umliegenden Ortschaften untergebracht. Wir hatten einen Soldat Kuhlmann, der mit mir mein Zimmer teilte. Kuhlmann hatte sich in Eschbach eine Freundin angelacht, aber eine Hochzeit fand leider nicht statt. Einige dieser Soldaten zog es nach Kriegsende wieder nach Eschbach zu ihren Liebsten. Sie gründeten Familien und wurden hier sesshaft.



Zum Ausbau der Bunkeranlagen und für Instandhaltungen und Umbauten von militärischen Anlagen am Hasselborner Tunnel sowie im Führerhauptquartier in Ziegenberg wurde die Firma Holzmann aus Frankfurt verpflichtet und mein Vater hatte das Glück, durch das eigene Baugeschäft „Pistor & Sohn“ hier mitarbeiten zu dürfen. Somit musste er nicht an die Front.

Im Hasselborner Tunnel wurden Flugzeugteile des Rüstungsbetriebs VDM-Luftfahrtwerke (Vereinigte Deutsche Metallwerke) hergestellt.

Mein Vater fuhr täglich mit seinem Fahrrad durch den Wald über den Brandoberndorfer Weg nach Hasselborn zur Arbeit und abends zurück. Allerdings musste er auch hin und wieder in Hasselborn übernachten, weil im eingerichteten Offizierskasino bei „Onkel Max“ ein dritter Mann zum Skat fehlte.



Immer wenn der Fliegeralarm ertönte, die Bomber über Eschbach in Richtung Frankfurt flogen und ich gerade in der Schule war, kam „Wanda“ unsere Polin (eine gute Seele) in die Schule geeilt, um mich abzuholen. Man konnte nie wissen, wo die Bomben niedergingen. Da in Merzhausen das deutsche Kampfgeschwader 76 auf dem Einsatzhafen stationiert war und die Alliierten auch hier Angriffe flogen, konnte

schnell Eschbach und Umgebung getroffen werden.

In den Nächten war es besonders schlimm. Der Himmel war von den sogenannten „Christbäumen“ (Spitzname von der Bevölkerung für die bei Nachtangriffen zur Zielmarkierung in Gruppen eingesetzte Leuchtmunition der Pfadfinderflugzeuge) hell erleuchtet und man hörte bis Eschbach die Bombendetonationen in Frankfurt. Ein Köfferchen mit ein paar Habseligkeiten in der Hand schlichen wir dann in der Dunkelheit ins Feld hinter dem Sägewerk. Nach der Entwarnung durch die Dorfsirenen gingen wir wieder nach Hause.



Mein Opa hat dann vorgesorgt und einen Kellerraum bombensicher abgestützt, die Wände komplett mit Holzbohlen verschalt. Die Fenster hatte er von außen mit dicken Balken gegen Splittereinwirkung versehen. In den Zwischenräumen der Fenster wurden Lebensmittel untergebracht. Auch Fleisch und Wurst aus „Schwarzschlachtungen“ hingen

hier lufttrocken. Meine Angst bei den Luftalarmen war so groß, dass ich fast immer der Erste im Keller war. Durch die Bretterverschalung wirkte der Raum fast wohnlich und als die amerikanischen Soldaten 1945, es war ein Sonntagmittag, in Eschbach einzogen, saß ich im Keller und aß Kartoffelsuppe mit Bratwurst.

Nicht nur amerikanische Fußsoldaten, sondern auch schweres Gerät rückte in Eschbach an. Auf der Kreuzgasse platzierten die Amis einen Panzer, der in Richtung Usingen seine Geschosse unter donnerndem Lärm abfeuerte. Eine kleine Gruppe deutscher Soldaten leistete dort Widerstand, um Usingen zu verteidigen. Wir und auch die Nachbarschaft Adolf Pröber wurden aufgefordert, unsere Häuser zu räumen, um Platz für ein Lazarett und die Verwundeten zu schaffen. Zum Glück hielt der Widerstand in Usingen nicht lange, somit konnten wir bald wieder in unsere Häuser einziehen. Doch die Gunst währte nicht lange. Bald darauf wurden die Häuser der Obergasse von den Amerikanern konfisziert. Beim Bäckerlouis (Gasthaus „Zum Felsen“) richteten die Amis eine Verpflegungsküche für ihre Soldaten ein. Bei der Essenausgabe standen die Kerle in langen Reihen vor der Saaltür. Großzügig warfen sie die angerauchten Zigaretten in den Hof und auf die Straße. Wir als Kinder sammelten die Kippen auf und brachten sie zu unseren Vätern und Opas, auch behielt der eine oder andere einen Teil als Eigenbedarf.



Da der Platz im Haus meiner Großeltern nun eng wurde, zogen mein Vater und meine Mutter mit mir in das Elternhaus meines Vaters in die Untergasse (das Haus wird heute noch von meinem Bruder bewohnt). Die Amis zeigten sich großzügig und erlaubten meinen Großeltern, über den Stallungen einen Wohnraum mit Spanplatten für die Beiden herzurichten. Mein Petter „Otto“, der Sohn von meinen Großeltern zog in das Elternhaus seiner Frau in die Hohlstraße zu seiner Schwiegermutter „Oma Reber“. Otto, auch „Oaschiks Otto“ genannt, arbeitete auf dem Hof in der Landwirtschaft sowie im Sägewerk und hatte somit ständigen Kontakt zu den Soldaten. Diese hatten viel Zeit und so kam es, dass Otto, der sich durch die Holzbeschaffung im Wald sehr gut auskannte, von den Amerikanern auf die Jagd mitgenommen wurde.

Otto hatte das Jagen im Blut und wahrscheinlich von meinem Urgroßvater Heinrich Wilhelm Schmidt (1854-1937) geerbt, Schultheis von Eschbach und Jagdaufseher. Dessen Großvater war Johann-Anton Schmidt (1801-1879), damaliger Schultheis von Eschbach und Erbauer der Eschbacher Kirche (1843-1845).



Nach dem sinnlosen Krieg 1945 fing man an, die Bunkeranlagen in Hasselborn zu sprengen. Baumaterial war knapp und wurde teuer auf dem Schwarzmarkt gehandelt. Nach den Sprengarbeiten wurde der Stahl begradigt und der Beton zu Splitt zermahlen. Ich erinnere mich, dass wir für Bauarbeiten dort das Material holten. Einige Bauern begannen, ihre Scheunen und Stallungen neu herzurichten. Da das Essen in der Bevölkerung allgemein noch knapp war, wurden die Handwerker während der Bauzeit von den Bauern gut gepflegt. Auch die Menschen in dem zerbombten Frankfurt und Umgebung litten sehr an Hunger.

Mit Rucksäcken oder Tragetaschen kamen sie aus den zerstörten Orten bis nach Eschbach, um hier von den Bauern Kartoffel, Eier und Brot zu erbetteln. Oftmals wurden Tauschobjekte als Gegenleistungen angeboten. Waren die Rucksäcke oder Taschen gefüllt, ging es zurück in die zertrümmerten Ortschaften.



Meiner Oma ging es nach dem Krieg schlecht und sie wurde in das „Rote Kreuz Krankenhaus“ in Sachsenhausen, was bereits seinen Betrieb wiederaufgenommen hatte, eingeliefert. Sonntags besuchte Opa meine Oma im Krankenhaus und ich durfte mit nach Frankfurt. Vom Krankenhaus lief ich über die Mainbrücke, die noch stark beschädigt war zum „Bieberbau“ (19.12.1947 Wiedereröffnung) und nach der Vorstellung zurück zu Opa und Oma. Ich erinnere mich noch genau an den Film mit dem Titel „Johanna von Orléans“ mit Ingrid Bergmann und Gary Copper. Wir verabschiedeten uns von Oma und liefen zum Auto. Opa hatte einen alten Opel-Kadett, der immerhin mit 100 km/h die Saalburg hinunterschoss. Opa sagte: „Bub (er nannte mich immer nur Bub), mir gehen noch nach Sachsenhausen, um was zu essen“.

Opa hatte früher in einer Kapelle Trommel gespielt, bis er sich bei der Arbeit mit einer Kreissäge seine Finger kürzte. Im Lokal eingetroffen, sahen wir zwei Musiker auf einer kleinen Bühne, die die Gäste musikalisch unterhielten. Wir saßen am Tisch und es dauerte nicht lange bis Opa aufstand und sich zu den Musikern gesellte. Nach einiger Zeit ging ich zur Bühne und sagte zu Opa: „Opa, ich muss morgen früh zur Schule“. Er erwiderte: „Ja Bub, gleich fahren wir“. Nach endloser Zeit, es war bereits nach 24 Uhr stiegen wir ins Auto, aber nicht allein. Die beiden Musiker hatten selbst kein Fahrzeug und so brachte Opa die Leute erst noch nach Hause.

So war mein Opa.